



NOVEMBER 2015
Ausgabe 15

Auersbach | Feldbach | Gniebing-Weißbach | Gossendorf | Leitersdorf | Mühlendorf | Raabau

NEUE STADT FELDBACH

zugestellt durch Post.at

Auf Reisen

LEBENSKULTUR

DAS MAGAZIN

Inhalt

**Liebe Leserinnen
und Leser,
es ist soweit!**

Mit großer Freude darf ich Ihnen nach einem Jahr Pause die 15. Ausgabe des „Magazins“ im neuen Layout präsentieren. Dieses trägt jetzt den Zusatz „Lebenskultur“, und genau das ist es, was Sie auch weiterhin hier wiederfinden werden: Berichte, Interviews, Essays, Geschichten und anderes, darüber, was die Menschen und die Kultur in der Stadt, in der Region und darüber hinaus bewegt. Eine Art Chronik unseres Ortes, unserer Landschaft, unserer Zeit wie unserer Geschichte, unseres Lebens, unserer Kultur – „Lebenskultur“ eben, gelegentlich auch reflektiert im globalen Geschehen. Das Magazin wird 3 Mal im Jahr erscheinen, und zwar in den Monaten März, Juli und November.

Die aktuelle Ausgabe ist dem Thema „Auf Reisen“ gewidmet. Valerie Fritsch erzählt im Interview von der Schönheit ihrer ungewöhnlichen Reiseziele und Entdeckungen. Von den abenteuerlichen Kroatien-Fahrten der 70er-Jahre berichtet Ernst Kratochwill, Hannes Glanz spaziert mit unterschiedlichen Beobachtungen durch Salzburg. Sarah Schmidt und Cornelia Sammer haben mit Asylwerbern über deren „Reisen“ gesprochen. Abschließend wird es weihnachtlich: die „Fairytale of New York“ können Sie sich gerne als Weihnachtsgeschichte für später aufheben, den Gossendorfer Krippenweg leg ich Ihnen schon bald ans Herz. Er eröffnet ja schon Ende November. Und am Schluss des Heftes gibt es eine kleine Rückschau auf „Zeig mir deinen Lieblingsplatz“: Eine Reise durch die neue Stadt Feldbach.

Viel Freude mit dem neuen Magazin wünscht

Michael Mehsner

Michael Mehsner Dem Verschwinden hinterher - ein Interview mit Valerie Fritsch	Seite 3/4
Ernst Kratochwill Familie Hofer fährt ans Meer	Seite 5/6
Heimo Potzinger Eine Reise in die österreichische Seele	Seite 7
Hannes Glanz 1. Doch kein Außerirdischer 2. „Mozart? Nie gehört!“	Seite 8/9
Sara Schmidt und Cornelia Sammer Zwischen gestern und morgen - Flucht in eine ungewisse Zukunft	Seite 10/11
Michael Mehsner Fairtyle of New York	Seite 12/13
Franz Jurecek Gossendorfer Krippenweg	Seite 14/15

**NEUE STADT
FELDBACH**

Nebel reißen

FESTIVAL für Theater, Literatur und mehr

11. und 12. November 2015 im Zentrum Feldbach

Mittwoch, 11. November, 19.30 Uhr Karola Sakotnik und Stefan Pawlata

Donnerstag, 12. November, 19.30 Uhr Hannes Glanz und Die Strottern & Peter Ahorner

Theater-spezial: Samstag, 14. November, 16.00 Uhr, Saal der Musikschule
Workshop mit Karola Sakotnik - "Vorhang auf - Grundzüge des Schauspiels" Anmeldung bis 13.11., 11.00 Uhr

Karten: Tageskarte € 12,-, 2 Tages-Karte: € 20,-; Tisch- und Platzreservierungen möglich.
(Neue Stadt Feldbach – Kultur: Telefon: 03152/2202-310 oder -311;
Mail: meyer@feldbach.gv.at oder puntigam@feldbach.gv.at)

Dem Verschwinden hinterher – ein Interview mit Valerie Fritsch

von Michael Mehsner



An einem dieser heißen Juli-Tage gastierte die junge Autorin Valerie Fritsch auf dem Sonnendeck. Mit „Winters Garten“, veröffentlicht bei Suhrkamp, hat sie der zeitgenössischen Literatur ein sprachgewaltiges Werk hinzugefügt. Die Grazerin ist nicht nur Schriftstellerin sondern auch Fotokünstlerin und Reisende.

■ Wer oder was ist das eigentlich, eine Reisende?

Das ist jemand, der einen Großteil seiner Zeit damit verbringt, nicht nur im Kopf sondern auch tatsächlich unterwegs zu sein. Obwohl es wahrscheinlich auch im Kopf genügen würde.

Warum reisen Sie, was ist Ihr Beweggrund?

Ich war immer unerhört begeistert vom Fremden, vom Neuen, und spüre tatsächlich eine große Neugierde und eine richtige genetische Unruhe in mir, wie die Zugvögel. Nach meinem 18. Geburtstag und der Matura habe ich begonnen, nach Äthiopien zu reisen, und war dann süchtig nach diesem „Auf der Welt sein“ und die Welt auch sehen wollen und können.

Kann das quasi für jedermann so gelten?

Ich glaube, Neugierde kann jeden Menschen antreiben. Dann kommt es darauf an. Urlaubsreisende wollen vielleicht

nicht so gerne in ein Land wie Nigeria. Ich finde dort die Sachen, die mich auch beruflich interessieren, und den Kopf beweglich halten. Das passiert, wenn man andere, fremde, schmutzige Dinge sieht. Keine All-Inclusive-Pauschalreisen also, sondern Weltentdeckung, Weltergründung.

Ist das plötzlich in Ihnen entstanden?

Es war unerhört spontan. Eine Eingebung, dann war ich weg. Dann wollte ich öfter wegfahren und länger weg bleiben. Aber immer gerne wiederkehren, und aufs neue aufbrechen.

Sie sind also auf der Suche nach Dingen, um etwas aufzustöbern, aufzunehmen. Es ist aber keine Flucht vor etwas?

Es ist kein „Weg von zuhause“, eher ein Hin zu allen Dingen, die es so gibt in der Welt. Große Naturschönheiten, aber auch Probleme, riesige Krokodile, schöne Städte. Oder Menschen, die restlos anders leben. Ich bin viel in Afrika unterwegs und

in Dritte-Welt-Ländern. Das ist ein ganz anderes Lebensgefühl oder Lebenskonzept, dem man dort begegnet.

Warum gerade diese Länder?

Ich versuche, Touristengegenden zu meiden. Je ursprünglicher und je unentdeckter ein Land ist, desto mehr zieht es mich dorthin.

Kann man Ihre Erfahrungen aus den Reisen irgendwie zusammenfassen?

Es sind Erfahrungen von A bis Z. In Äthiopien habe ich halb verhungerte Säuglinge gesehen, die man in einem Plastiksack an Krankenhaustüren hängt, ich habe Schlangentänze, Voodoo-Zauber und rituelle Schlachtungen gesehen, irrsinnige Weiten, große Hügel, sehr sehr herzliche Menschen getroffen oder die Mafia in Russland. Ganz verschieden also, mit allen Sonderzeichen, Umlauten und eigenartigen Buchstaben, die da kommen können. Alles, was die Welt so bietet quasi.

► **Auf Ihrer Webseite heißt es: „Ich reise dem Verschwinden hinterher“. Quasi um Dinge aufzuspüren, und diese auf Ihren Fotos und in Ihren Erzählungen noch schnell festzuhalten?**

Natürlich. Die ganze Welt ändert sich momentan pausenlos. Durch die neuen Kommunikationsmittel, durch wirtschaftliche Interessen, Kriege, Bürgerkriege. Diesem Verschwinden reise ich hinterher, bevor es soweit ist.

Es geht Ihnen, wieder laut Webseite, um die Diversität der Welt. Wobei auffällt, dass Sie sich, gestatten Sie die Wortwahl aus dem Science-Fiction-Bereich, eher der dunklen Seite widmen? Sie fotografieren tote Tiere, Straßen, die weit entfernt von den Prachtboulevards liegen, Menschen, denen es besser gehen könnte.

Man könnte mir den Hang zu dunklen, obskuren Dingen unterstellen. Doch es geht mir auch um die Schönheit, die in diesen Dingen wohnt, in diesem kleinen Glück, in diesem Zyklus von Leben und Tod. Das ist nicht nur dunkel und negativ behaftet, sondern alles interessant und im Wandel.

Könnte man sich nicht einfach der Schönheit der Welt widmen?

Für mich ist das die absolute Schönheit. Auch wenn manche Länder sehr kompliziert und sehr schwierig sind: Schönheit findet man überall. In jedem Winkel der Welt, zwischen all den anderen Dingen. Absolute Schönheit, die einem den Atem raubt. Das erfahre ich immer und immer wieder auf meinen Reisen.

Ein Sprung zu Winters Garten. In diesem Buch geht es aber ziemlich eindeutig um Untergang und Verfall, um das Ende der Welt. Zieht Sie das vielleicht doch irgendwie an?

Für mich geht es schlussendlich in dem Buch darum, was weiter wächst, wenn die Welt aufhört. Welche Widerständigkeiten passieren, wenn etwas untergeht, und umgekehrt: Was vergeht alles von dem, das in einem Garten wächst, im Zyklus der Jahreszeiten. Es blüht alles, und dann vergehen die Dinge schon wieder. Genau so wie im Leben.

Was möchten Sie dem Leser damit sagen?

Das die Welt in allem ihrem Wandel trotzdem eine trostvolle und lebenswerte sein kann.

Ich habe die Botschaft auch so verstanden: Die Welt ist eigentlich ganz schön und in Ordnung, aber es gibt halt irgendwelche Hinderungsgründe.

Es gibt ständig Hinderungsgründe! Furchtbare! Und tausende Probleme! Der Mensch selbst, die Umwelt, manchmal auch die Natur. Aber eben das ist kein Grund, die Schönheit daran aufzugeben, die Freude oder das Glück.

Wohin gehen die nächsten Reisen?

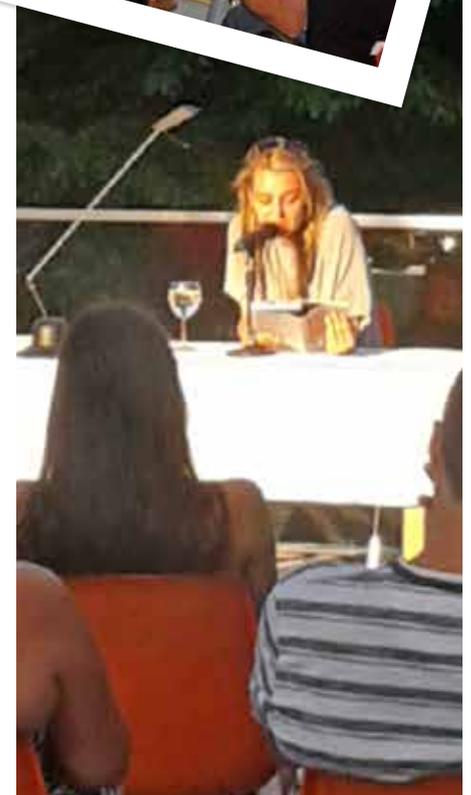
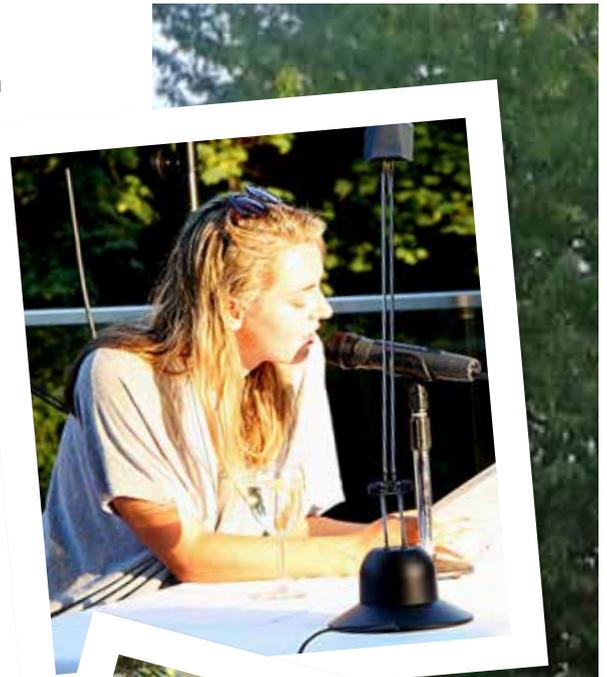
Momentan sind es nur Lesereisen. Nächstes Jahr habe ich geplant, mit dem Auto von Graz nach Shanghai zu fahren, über Kasachstan, Usbekistan.

Man muss natürlich die Krisen- und Kriegsgebiete umfahren.

Wann gibt es ein neues Buch?

Das werde ich im Winter schreiben, wenn endlich wieder ein bisschen Zeit und Ruhe eingekehrt ist. Derzeit arbeite ich an einem Drehbuch zu einem Spielfilm. Es macht ja keinen Spaß, wenn nichts neues passiert.

Valerie Fritsch, danke für das Gespräch!



Familie Hofer fährt ans Meer

Eine Geschichte von Ernst Kratochwill
Handlung und Personen sind frei erfunden

*In den Siebzigerjahren warst du als Österreicher nur in,
zog es dich im Urlaub zum Meeresstrand hin.*

*Bestürmt von den Kindern willigte Vater Hofer ein,
dass der nächste Urlaub in Kroatien wird sein.*

*Auch Mutter Hofer freute sich sehr,
denn sie war noch nie am Meer.*

*Ein Hotel war bei der Familie kein Thema mehr,
nur Freiheit mit Zelt in der ersten Reihe am Meer.*

*Für Kroatien wurden 14 Urlaubstage reserviert,
zwei Tage für An- und Abreise inkludiert.*

*Das Auto wurde bis obenhin vollgepackt
und die Strandliegen am Dachträger eingehakt.*

*Vom Vater bereits um zwei Uhr früh geweckt,
damit man später nicht im kroatischen Frühverkehr steckt,*

*begann die Fahrt für alle mitten in der Nacht,
in der Hoffnung, dass alles im Auto ist untergebracht.*

*Nur das Fehlen der Kredenz im Auto war schade,
denn die Reisepässe lagen dort in der Lade.*

*Die Hofers sind trotzdem über die Grenze gekommen,
die jugoslawischen Zöllner hießen sie als Einwanderer willkommen.*



*Während der Autofahrt war Vater Hofer etwas frustriert,
hatte er doch zu wenig in die Motorleistung investiert,*

*und während der Wagen auf der Kriechspur rollt,
werden sie von den Uralt-LKWs überholt.*

*Auch wenn die Tachonadel nicht nach oben pendeln will,
die kroatische Küste bleibt eisern der Familie Ziel,*

*und mit eisernem Willen und viel Disziplin
schaffen sie es endlich zum Campingplatz hin.*

*Doch noch kann der Urlaub nicht beginnen,
den muss man sich erst durch Zeltaufstellen verdienen.*

*Ausgesucht wurde ein Platz direkt am Meer,
erste Reihe fußfrei, was willst du mehr.*

*Ausgepackt wurde das nagelneue Zelt,
zu Hayse noch über Neckermann bestellt.*

*Die Zeltstangen, wie Mikados liegen sie her,
die zu verbinden wird mangels Beschreibung schwer,*





► und obwohl die Familie technisch versiert,
es wird nur probiert, probiert und probiert.

Doch dank Ausdauer und Phantasie
steht das Zelt dann halt irgendwie.

Die erste Hürde ist bravorös geschafft,
die Familie verbringt im Zelt ermattet die Nacht.

Doch am nächsten Morgen wurde man bekannt,
mit einem Mittelmeervind, auch Bora genannt,
denn bei der Zeltplatzwahl hatte man leider nicht bedacht,
dass die Bora bei ungünstiger Lage Probleme macht.

Obwohl das Zelt mit Sturmleinen war fixiert,
wurde es von der Bora fast abmontiert,

und nur weil alle Hofers an den Zeltstangen hängen,
konnte man das Wegfliegen des Zeltes abfangen.

Bis die Bora am nächsten Tag an Gewalt verliert,
sind Zeltplane und Stangen stark ramponiert.

Vater diagnostizierte das Zelt „Zum Wegwerfen“
und beruhigte mit Bier im Konoba seine Nerven.

Vom starken Karlovacko-Bier etwas verwirrt,
hat sich Vater Hofer am Heimweg beim Zelt geirrt.

Doch da dieses Zelt von Bayern war schon besetzt,
wurde er unsanft an die frische Luft gesetzt.

Nach einigen Stürzen, verbunden mit leichten Wunden,
hat er dann doch in das heimliche Zelt gefunden.

Mutter Hofer vom Vorfall verärgert und entsetzt,
hat Vaters Bier in der Folge durch Mineral ersetzt.

Der Urlaubsfriede kehrte bei der Familie ein,
das herrliche Wetter zum Schwimmen lud ein.

Die restliche Zeit verging beim Sonnen und Schwitzen
und der Entfernung von Seeigel-Stachelspitzen.

Die Essgewohnheiten wie Schnitzel, Pommes und Pizza
waren rasch ersetzt durch Rasnici und Pljeskavica.

Der Sohn und die Tochter erlebten ungestört
am heißen Strand den ersten Urlaubsflirt.

Nur im Paradies konnte es noch schöner sein,
aber das Kalenderblatt mahnte die Heimreise ein.

Gemeinsam mit den Bayern wird das Zelt abgebaut
und samt dem Gepäck wieder im Auto verstaут,

zum Abschied Hupen und Scheinwerferblinken,
erwidert durch der Zeltneighbarn freundliches Winken.

Traurig und wortkarg sitzt die Familie da,
während man auf der Kriechspur fährt Richtung Austria.

Obwohl die Geschwindigkeit eher bescheiden,
beginnt beim Auto ein Getriebeleiden.

Auf Höhe von Laibach erliegt es einem Motorschaden
und wird auf den Abschleppwagen verladen.

Dank Schutzbrief und Urlaubskaskoschein
bringt der ÖAMTC Auto und Familie heim.

Zu Hause lähmt der Schreck noch alle Glieder,
an das Meer fahren wollen sie nie mehr wieder.

Denn wenn man den ganzen Urlaub abcheckt,
wird das Positive vom Negativen überdeckt.

Doch schon nach kurzer Zeit kommt die Familie überein,
dass Kroatien auch im nächsten Jahr das Urlaubsziel
wird sein.

Eine Reise in die österreichische Seele

„Wissen, Schmä, Kabarett - Österreichische Kabarettstars hautnah“ heißt das neue Buch von Heimo Potzinger und Marion Maier.



Foto: Gabriel Pall

■ Das Kabarett ist bunt und vielfältig, die Kabarettisten und Kabarettistinnen in ihren Themen und ihrem Sprachgebrauch unterschiedlich wie Tag und Nacht, als Persönlichkeiten höchstens vergleichbar mit Äpfeln und Birnen, die jeweils zum Obst gehören und dennoch von unterschiedlichen Konsumenten unterschied-

lich geschätzt werden. Ob das Kabarett die österreichische Seele widerspiegelt? Natürlich tut es das, denn was macht die österreichische Seele aus, wenn nicht diese Vielfältigkeit. Kabarettisten und Kabarettistinnen sind professionelle Beobachter der österreichischen Seele. Das, was man den österreichi-

schen Politikern und Politikerinnen gerne vorwirft, dass sie nämlich den Kontakt zum Wähler und den Wählerinnen – außer vor der Wahl – verloren haben und ohne deren Ängste, Sorgen und Bedürfnisse zu kennen „drüberregieren“, machen die Kabarettisten und Kabarettistinnen eben nicht. Sie hören und schauen genau hin, geben wieder, regen zum Denken an, halten einen Spiegel vors Gesicht. Manche versuchen Lösungen zu geben, mischen sich aktiv in aktuelle Geschehnisse ein, andere begnügen sich damit, zu unterhalten. Sie bringen uns dazu, über uns und unsere eigenen Unzulänglichkeiten zu lachen und selber schaffen wir es, ihnen dafür nicht böse zu sein.

Ja, ein Kabarettabend ist lustig und lässt uns für einige Momente so einiges um uns herum vergessen. Gleichzeitig aber nehmen uns die Kabarettisten und Kabarettistinnen mit auf eine Reise. Auf eine Reise in die österreichische Seele und somit auf eine Reise zu uns selbst.

Zum Buch

„Wissen, Schmä, Kabarett – Österreichische Kabarettstars hautnah“

von Marion Maier und Heimo Potzinger ist im Styria Premium Verlag erschienen.

In persönlichen Gesprächen ließen sich die Künstlerinnen und Künstler tief in die Seele blicken. Die Stars widmen sich auch jeweils einem von den Autoren ausgesuchten, gesellschaftlich relevanten Thema, das ihnen persönlich wichtig ist, und zeigen dabei ganz neue Facetten ihrer Persönlichkeit.

Alfred Dorfer – Bildung / Roland Düringer – Alternativ sein / Florian Scheuba – Politik / Michael Niavarani – Multikulturelle Gesellschaft / Viktor Gernot – Gläserner Mensch / Andrea Händler – Gleichberechtigung / Dolores Schmidinger – Geschichte des Kabarett / Thomas Stipsits – Familie / Barbara Balldini – Sex / Markus Hirtler – Soziales, alt sein / Zwa Voitrottl – Musikkabarett, junges Kabarett

Gleichzeitig bietet der Band einen Überblick zu mehr als 60 Jahren österreichischer Kleinkunstgeschichte.

Doch kein Außerirdischer

■ Während eines Spaziergangs entlang einer Gasse in meiner Nachbarschaft, die den schönen Namen Am Spitz trägt, kommt mir ein Mann entgegen, der einen etwa dreijährigen Buben auf einem Bobby Car mit Griff vor sich her schiebt. Kaum bemerkt das Kind meine fremdartige Gehweise, starrt es mich mit riesigen Augen und offenem Mund an. So weit, so normal.

Eine Nanosekunde, nachdem der Mann geschnallt hat, warum der Bub nicht mehr seinen Worten lauscht, beginnt er hektisch, den Kleinen von der offensichtlichen Quelle seiner Faszination abzulenken: „Was für ein schöner Tag heute ist! Hörst du die Vögel, Samuel? Obwohl wir schon November haben, singen sie noch!“ Ob Samuel die Vögel hört, bleibt für mich unergründlich. Sehen tut er sie auf keinen Fall, hat er doch einzig und allein Augen für jenen Mann, der da so komisch daherwackelt. Sohin intensiviert sein erwachsener Begleiter seine Bemühungen, die Aufmerksamkeitshöhe zurückzugewinnen: „Was hat es im Kindergarten zu essen gegeben, Samuel? Hat es dir geschmeckt?“ Es hilft nichts: Das Kind starrt und staunt. Alles ist vergessen – Frühstück, Mittagessen und das noch gar nicht verspeiste Nachtmahl gleich dazu. Als die beiden schon fast auf meiner Höhe sind, ergreift der Mann in dem Irrglauben, eine fürchterliche Peinlichkeit mir gegenüber ausmerzen zu müssen, seine letzte Chance. Wir passieren einander genau neben einem Garten, in dem eine große Blutbuche steht, deren tiefrote Blätter in der Herbstsonne leuchten.

„Schau nur, Samuel! Sind die Blätter an dem Baum da nicht wunderschön?“

Was für eine bizarre Situation: Dieser Mensch steht nur eine Armeslänge von mir entfernt, schaut jedoch so konzentriert von mir weg, als würde ihn mein

Anblick innerhalb einer Sekunde blenden oder in immerwährende Verwirrung stürzen. Dabei stellt er sich auch noch dermaßen ungeschickt an, dass es für mich hoch an der Zeit ist, korrigierend einzugreifen.

Ich bleibe stehen, drehe mich zu der Blutbuche und sage laut hörbar: „Der Baum ist wirklich schön!“

Im nächsten Moment zerplatzt der Ballon aus unausgesprochenen Fragen, und der Mann schaut mich mit noch größeren Augen an als das Kind. Auf seiner Stirn steht deutlich geschrieben: Also doch kein Außerirdischer! Das ist ja ein Kerl aus Fleisch und Blut, der ganz normal redet! Unglaublich!

„Kommen Sie aus der Steiermark?“, fragt er staunend. Ich nicke und staune meinerseits darüber, dass ein einfacher Satz genügt, um aus Personen wieder Menschen zu machen, die einander offen begegnen und eine simple Wahrheit erkennen: Eingebildete Ängste vor vermuteten Beleidigungen sind so ziemlich das Unnö-



tigste zwischen Scheibbs und Nebraska. Der Mann grinst erleichtert. Das Kind ist glücklich, mich endlich ungehindert anschauen zu können. Nach ein paar weiteren Worten verabschieden wir uns. Alles ist gut.

Heiteren Herzens setze ich meinen Spaziergang fort, höre die Vögel, sehe die strahlenden Herbstfarben um mich herum. Und freue mich auf mein Nachtmahl.

Zum Autor

Hannes Glanz,
Jahrgang 1972,
wuchs in Feldbach auf.

Nach 19 Jahren in Salzburg kehrte er kürzlich in seine Heimat zurück. Er schreibt Romane, Satiren und Gedichte.

Erfahren Sie mehr über den Autor und seine Bücher auf seiner Homepage:
www.hannes-glanz.at



„Mozart? Nie gehört!“

von Hannes Glanz

■ Ach, Sie haben ein Buch geschrieben? Worüber?“

Je öfter mir diese Worte entgegenwehen, desto heftiger verspüre ich den Wunsch, meine Lieblingsantwort würde der Wahrheit entsprechen: Von meinem letzten Roman wurden mehr als hunderttausend Stück verkauft, und das Buch davor wird gerade mit Tom Cruise, Gwyneth Paltrow und Arnold Schwarzenegger (ein Kernöl-Bezug muss sein) in den Hauptrollen verfilmt.

Kaum ist dieser sekundenlange Tagtraum zu Ende, sage ich brav: „Es gibt zehn Bücher, darunter drei Romane, Satiren und Gedichtbände.“ Wenn ich es noch schaffe, meine Karte an den Mann oder die Frau zu bringen, folgt meist ein rhetorisch-höfliches „Ich schau’ mir alles auf Ihrer Homepage an, ok?“ – und dann der Themenwechsel.

Episoden wie diese beweisen schon seit langem, welchen Bekanntheitsgrad meine Bücher haben. Positiv formuliert, sind sie der geheimste aller möglichen Geheimtipps. Trotzdem werde ich in wenigen Wochen bei Hinz und Kunz bekannt sein, Schriftsteller-Status hin oder her. Was heißt bekannt: Ich werde ein Weltstar sein!

Vor wenigen Tagen ging ich wie so oft durch die Salzburger Getreidegasse. Am Brennpunkt von Sommer-, Ferien- und Festspielzeit, am Kreuzungspunkt gewaltiger Horden von Italienern, Japanern, Russen und Amerikanern wurde der eigentlich kurze Weg vom Schatz-Durchhaus bis zur Fluchttreppe hinauf ins Café Mozart zu einem Hindernislauf. In dem Bemühen, die perfekten Urlaubserinnerungen der Salzburgbesucher nicht zu ruinieren, weil ich etwa durch das Foto vor Mozarts Geburtshaus latsche, duckte ich mich unter Kameras, wich Gruppen aus, die wie blind der erhobenen Fahne ihres Fremdenführers nachrannten und umrundete einen Marionettenspieler samt stauendem Publikum. Nicht anders verlief der Rückweg durch die Schmuckpassage,

über den Universitätsplatz und entlang der Philharmonikergasse.

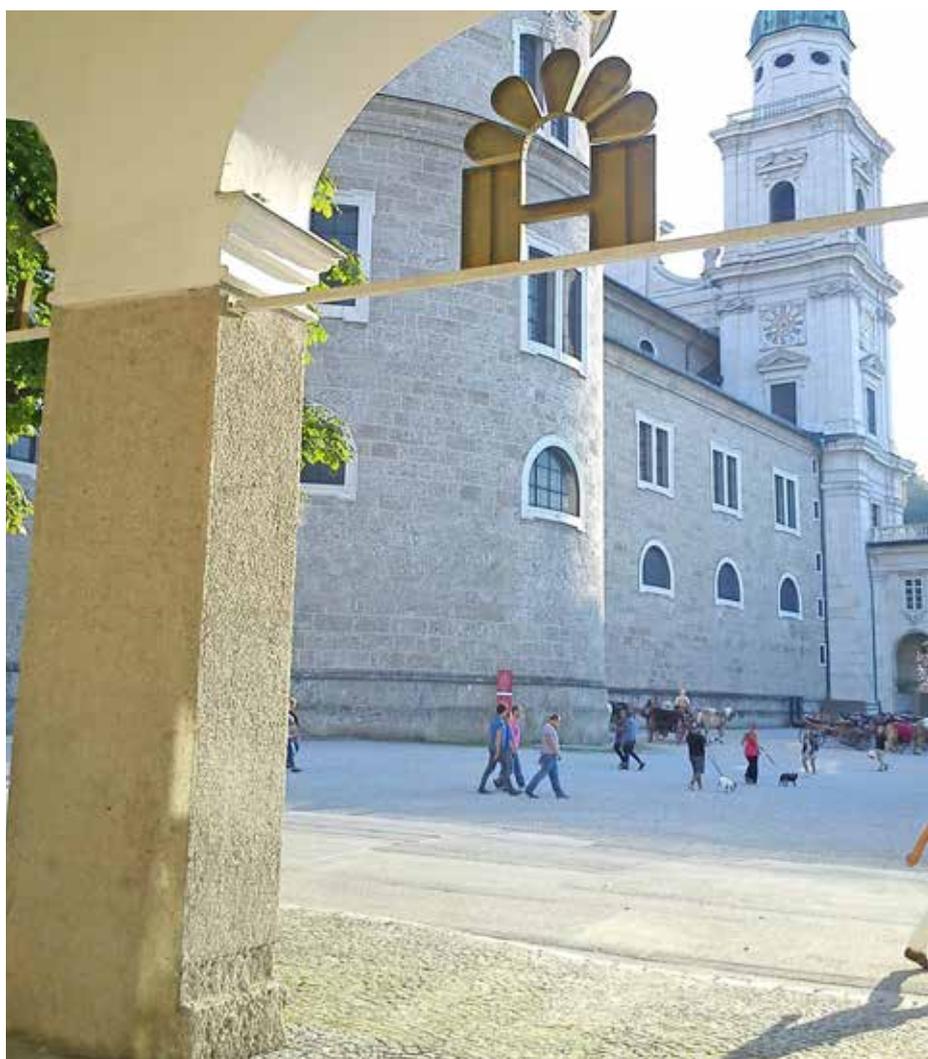
Eine neue Mode macht seit kurzem selbst die kreativsten Störvermeidungsverrenkungen zunichte: Fotografieren mit dem Selfie-Stick. Wegen dieser Ego-boost-Erfindung gerät der ahnungslose Spaziergänger plötzlich nicht mehr nur ungewollt auf ein Bild, wenn er sich im falschen Moment zwischen Fotofinger und Zielobjekt befindet, sondern auch hinter einer Person, die gerade auf ihre Teleskop-Fernbedienung drückt.

All diesen Fotos auszuweichen ist schlicht ein Ding der Unmöglichkeit. Also beschloss ich kurzerhand, mich nicht mehr zu ducken, zu verrenken und keine Haken

mehr zu schlagen. Nur den Marionettenspieler werde ich auch weiterhin verschonen, wenn er eine gute Performance liefert.

Weil ich mindestens einmal wöchentlich in der Altstadt unterwegs bin, werde ich bis zum Ende dieses Festspielsommers auf zahllosen Handyfotos, Tabletfilmen und Digitalkameraspeichern verewigt sein. Wenn Sie also einen Bald-Mittvierziger durchs Bild huschen sehen, der zielstrebig auf das Café Glockenspiel zugeht, haben Sie eine bleibende Erinnerung von mir.

Und vielleicht fragt einmal Ihr Enkel beim Betrachten der alten Bilder: „Opa, wer ist dieser grüne Mann hinter dem Kernölbotschafter? Mozart? Nie gehört!“



von Sara Schmidt und Cornelia Sammer

Zwischen gestern und morgen

Die Flucht in eine ungewisse Zukunft. Ein Erfahrungsbericht über den steinigen Weg nach Europa.

■ Viel Leben ist seit Juni 2015 in die karg wirkenden Räume des ehemaligen Gasthofs Tafelspitz eingekehrt. Bunt und abwechslungsreich gestaltet sich der Alltag. Menschen, die in der Hoffnung auf ein besseres Leben aus ihren Heimatländern Syrien, dem Irak und Iran sowie Afghanistan nach Europa geflohen sind, finden hier Zuflucht. Doch wie die Zukunft aussehen wird, ist für sie noch unklar.

Als der Krieg immer näher kam

Ein lautes, herzliches Lachen ertönt. Ghaith, einer der syrischen Asylwerber, ist von großer, schlanker Statur. Er wirkt aufgeweckt, voller Energie und Tatendrang. Seine Augen beginnen zu glänzen. Er erzählt von damals, seinem Leben vor dem Krieg. Nach einer kurzen, stillen Pause werden seine Gesichtszüge wieder ernst. „Wisst ihr“, sagt er, „nach außen mag ich glücklich wirken, aber innendrin sieht es anders aus.“ Der Bürgerkrieg in Syrien forderte seit seinem Beginn im Jahr 2011 mehr als eine Viertelmillion Menschenleben. Viele syrische Städte wurden bis auf die Grundmauern zerstört. Der Krieg hat sichtbare Spuren in den Gesichtern und Herzen der syrischen Bevölkerung hinterlassen. Laut der Hilfsorganisation Caritas sind momentan 7,6 Millionen Menschen innerhalb Syriens auf der Flucht, weitere vier Millionen sind ins Ausland geflohen. 95% der ins Ausland Fliehenden werden von ihren Nachbarländern aufgenommen. Die Türkei beherbergt mit 1,8 Millionen syrischen Flüchtlingen knapp die Hälfte, etwa 1 Million flüchten in den Libanon. Nur 5% wagen die riskante Flucht nach Europa.

Auch der 26-jährige Michele Nakhleh und der drei Jahre jüngere Ghaith Waled Saqr verließen Syrien in der Hoffnung, in Europa ein menschenwürdiges Leben führen zu können. „Als der Krieg 2011 begann, spürten wir in Damaskus noch nichts davon. Doch nach zwei Jahren kam er auch bei uns an. Danach habe ich in der Stadt keine Zukunft mehr gesehen.“

Michele Nakhleh stammt aus Jdaydet Artooz, einer Stadt, die ca. 15 Autominuten vom Zentrum Damaskus entfernt liegt. Nach Abschluss seines 4-jährigen Studiums an der Faculty of Economics and Trade in Damaskus begann er 2012 als Accounting Controller in der Diamond Pharm, einem internationalen Pharma-Unternehmen, zu arbeiten. „Vor dem Krieg war ich glücklich. Ich hatte eine gute Arbeit und vor allem eine liebevolle Familie.“ Das Leben in Syrien wurde jedoch, infolge des Krieges, immer teurer, während der Wechselkurs der Syrischen Lira stetig sank. Für die 15.000 Syrischen Lira, die Michele monatlich verdiente, bekam er vor Ausbruch des Krieges etwa 300 US-Dollar. Während des Krieges betrug sein Lohn zwar das Dreifache, dafür erhielt er allerdings nur mehr knapp 100 US-Dollar. Es war aber vor allem die tagtägliche Angst um das eigene Leben, die die beiden schließlich zu ihrer Flucht bewegte. Auch Ghaith Waled Saqr hat, wie Michele, in Damaskus studiert. Sein Tourismus-Studium schloss er 2013 noch rechtzeitig ab, das 2010 im Libanon begonnene Jus-Studium konnte er aufgrund des Krieges aber nicht mehr fortsetzen. „Die wirtschaftliche Lage war nach Ausbruch des Krieges miserabel. Ich musste als Maler mein Geld

verdienen, arbeitete im Kosmetik-Geschäft eines Freundes und lernte mit Schulkindern Englisch.“ Zwei Jahre lang sparte er für die Flucht, die ohne die zusätzliche finanzielle Unterstützung seiner Verwandten erst gar nicht möglich gewesen wäre. Zunächst war jedoch unklar, ob er Syrien überhaupt verlassen konnte. Ghaith hatte seinen verpflichtenden Militärdienst nicht angetreten, was ein striktes Ausreiseverbot für ihn bedeutete. „Es war ein Wunder“, lächelt Ghaith, als er erzählt, wie ihn die bewaffneten Soldaten am Flughafengelände ungehindert passieren ließen. Das Glänzen in seinen Augen verschwindet. „Am 28. November 2012 verlor ich meinen Vater bei einem Attentat, bei dem eine Autobombe explodierte. Ich stand vier Meter von ihm entfernt und musste alles mitansehen.“ Michele und Ghaith haben im Krieg vor allem eines verloren: ihre Sicherheit. Nichtsdestotrotz versuchen die beiden, ihre schrecklichen Kriegserlebnisse hinter sich zu lassen: „In jedem Menschen steckt eine Gabe, nämlich zu vergeben und zu vergessen.“

Der steinige Weg nach Europa

Eine Sporttasche, sein Handy und eine Geldtasche. Das war alles, was Michele am 8. Juni bei sich trug, als er von Damaskus mit dem Flugzeug nach Beirut, der Hauptstadt Libanons, gelangte. Nach einer Zwischenstation in Adana kam er drei Tage später am Flughafen in Izmir, an der türkischen Ägäisküste, an. Ein Bus brachte ihn schließlich nach Bodrum, das etwa vier Kilometer von der griechischen Insel Kos entfernt liegt. „Ich saß in einem völlig überfüllten Gummiboot. Wir waren vier Stunden



auf offenem Meer unterwegs, bis wir beim letzten Kilometer von der Küstenwache aufgelesen wurden“, erinnert sich Michele an die menschenunwürdige Überfahrt.

Wie die meisten Flüchtlinge, gelangten auch Michele und Ghaith über die sogenannte ostmediterrane Route nach Europa. Sie führt von der Türkei über das Ägäische Meer auf eine der nahegelegenen griechischen Inseln Kos, Lesbos, Samos oder Chios. Laut der europäischen Grenzschutzagentur Frontex sind im ersten Halbjahr 132.240 Flüchtlinge über diese Route gekommen. Davon stammen mehr als die Hälfte der Menschen aus Syrien. Allein im Juli 2015 sind laut Frontex mehr als 100.000 Menschen in die EU geflüchtet. Über die Balkanroute gelangen 102.342 Flüchtlinge, davon knapp 29.000 Syrer, Richtung Nordeuropa. Von Griechenland geht es für die meisten weiter über Mazedonien, Serbien und Ungarn nach Österreich, Deutschland, Großbritannien oder Skandinavien. Auf ihrem Weg nach Europa haben die Flüchtlinge oft nicht mehr bei sich als jenes Gewand, welches sie am Leibe tragen. Von der mazedonischen Hauptstadt Skopje ging es für Michele über Belgrad weiter nach Ungarn. „Dort habe ich einen Taxifahrer kennengelernt, der mich und vier weitere Flüchtlinge zu einem abgelegenen Haus brachte. Er verlangte mehr

Geld für die Fahrt als ursprünglich ausgemacht war. Schließlich ließ er uns dort stundenlang warten, bis wir auf die Straße liefen und von einem Jungen in die nächste Stadt gelotst wurden.“ Für Flüchtlinge gibt es keinen legalen Weg nach Europa. Da sie keine Visa bekommen, bleibt ihnen oft kein anderer Weg als sich an Schlepper zu wenden. Diese sind ihnen meist nur gegen viel Geld bei ihrer illegalen Durchreise behilflich. Am 23. Juni wurde Michele Nakhleh an der österreichisch-ungarischen Grenze in einem Schlepper-Taxi erwischt und zur nächsten Polizeistation gebracht. Nach der Abnahme seines Fingerabdrucks kam er ins Flüchtlings-Erstaufnahmезentrum Traiskirchen. Die Flucht nach Europa kostete ihn mehr als 3.000 Euro. Als Michele am 25. Juni im Erstaufnahmезentrum Traiskirchen ankam, hatte sich die Unterbringungslage zusehends verschärft. Im Lager herrschen einem Bericht der internationalen Menschenrechtsorganisation „Amnesty International“ (AI) zufolge, deren Vertreter am 6. August Traiskirchen besuchten, unhaltbare Zustände. „Als wir vor Ort waren, mussten rund 1.500 Menschen im Freien schlafen, dazu kommen noch jene, die außerhalb des Geländes übernachten“, so Daniela Pichler, Leiterin des AI-Research-Teams. Die Amnesty-Überprüfung brachte schwere Menschen-

rechtsverletzungen zutage. Mehr als 500 unbegleitete minderjährige Flüchtlingen bleiben im Lager weitgehend unbetreut. Es fehlt an Duschen, Toiletten, Betten und Zelten. Auch Michele musste, wie 1.500 andere Asylwerber, im Freien übernachten. „Während ich schlief, versteckte ich meine Schuhe unter meinem Kopf und meine Wertsachen – Handy und Geldtasche – in meiner Unterhose, aus Angst, sie könnten mir gestohlen werden.“

Mit ein Grund für diese miserablen Zustände in Traiskirchen ist die Nicht-Erfüllung der Aufnahmequoten in den einzelnen Bundesländern. Die Steiermark erfüllt ihre Quote mit den bisher 6.009 aufgenommen Flüchtlingen nur zu 88,95 Prozent („Kleine Zeitung“ am 15. August). Es kommen mehr Flüchtlinge als neue Quartiere geschaffen werden. Österreich rechnet bis Jahresende mit 80.000 Asylanträgen. „Im Erstaufnahmезentrum werden zwei Mal pro Tag Listen mit jenen Namen ausgehängt, die einen Transfer in ein anderes Quartier bekommen. Viele warten einen Monat auf einen solchen“, erklärt Ghaith. Er hatte Glück.

Ankunft in ein neues Leben

Ghaith war mit 30 anderen Flüchtlingen einer der ersten, die am 15. Juni im ehemaligen Gasthof Tafelspitz ankamen. Dort



Fairytale of New York

von Michael Mehsner

► kümmern sich mittlerweile mehr als 80 Freiwillige, Frauen und Männer, um die Menschen aus Syrien, Afghanistan sowie dem Irak und Iran. Da diese in einer Privatunterkunft („Fa. Lenz Beherbergungs GmbH“) untergebracht sind, müssen sich die Asylwerber mit je 150 Euro, die sie monatlich erhalten, selbst versorgen. Auch Lebensmittel müssen mit diesem dürftigen Budget selbst gekauft werden. „Feldbach ist ein netter Ort mit netten Menschen“, meint Ghaith. Michele nickt zustimmend: „Viele Leute unternehmen mit uns Ausflüge. Ich habe auch die Möglichkeit bekommen, im Feldbacher Fußballteam mitzuspielen.“ Neben dem Deutschunterricht und den zahlreichen Sachspenden, darunter Bekleidung, Lebensmittel oder Hygieneartikel, werden die Flüchtlinge von den HelferInnen auch bei ihren Behördenwegen unterstützt. Die beiden Hausmeister, Mahmud Samir und Centintas Hüseyin, sorgen dafür, dass in der Organisation alles reibungslos abläuft. Die Initiatorin der Plattform „Miteinander - Füreinander in Feldbach“, Andrea Descovich, freut sich über jede unterstützende Hand. Immer größer wird die Gemeinschaft der Helfer in Feldbach.

Was die Zukunft bringen wird

„Ich würde hier gerne mein Studium abschließen und im Tourismusbereich arbeiten“, blickt Ghaith erwartungsvoll in die Zukunft. Ob sie jemals wieder in ihre Heimat Syrien zurückkehren, hängt vor allem davon ab, wie lange der Krieg dort noch andauern wird. „Wenn ich in Österreich einen Job gefunden und eine Familie gegründet habe, dann werde ich hierbleiben“, darin sind sich die beiden einig. Zusätzlich wiegt die Angst, dass ihnen bei ihrer Rückkehr vielleicht eine Gefängnisstrafe droht, schwer. „Wer von Syrien in die Türkei einreist, muss innerhalb von drei Monaten wieder zurückkehren“, erzählt Michele. Da Ghaith das Land verließ, ohne seinen Militärdienst zu leisten, fürchtet er zusätzliche Konsequenzen. Derzeit richten die beiden ihre Aufmerksamkeit auf das Erlernen der deutschen Sprache. „Ich bringe die Tage damit, Deutsch zu lernen und Bücher zu lesen“, lächelt Ghaith. Das Glänzen in seinen Augen kehrt wieder zurück: „Alles braucht seine Zeit.“

■ Klar habe ich mitgesungen, bei den alljährlichen Bescherungen, in unserem Elternhaus, damals als wir noch Kinder waren. Ein bisschen mitgebrummt jedenfalls – die guten, alten Klassiker, „Stille Nacht“, „O Tannenbaum“. Beim Aufstellen vor dem Baum und dann beim Aufmachen der Packerln, da lief im Hintergrund immer dieselbe Musik, auf Schallplatte, versteht sich. „Wunderbare Weihnachtszeit“ von Peter Alexander, der insgesamt 20 Lieder zum Besten gab, dazu noch irgendwie zeitlos vom Cover lächelte, wie auch weder auf diesem noch auf dem Vinyl das Jahr der Aufnahme vermerkt war. Für die Ewigkeit eben. Einige Jahre lang kaum ernst genommen, setzten sich diese Lieder schließlich doch und mit definitiver Akzeptanz im Hinterkopf fest. Wie etwa „Schnee fällt“, wo der gute Herr Neumayer von Schneeballschlachten, Schlittenfahrten und davon singt, dass die Mutter die gleiche Tasche jetzt schon zum dritten Mal geschenkt bekommt. Die besagte Schallplatte übersiedelte mit mir in mein neues Zuhause, wo sie weiterhin am 24. Dezember, und nur an diesem Tag, bestens nachgefragt ist und den ihr angestammten Zweck erfüllt.

Was die Vorweihnachtszeit angeht, nun, da bin ich schon immer auf der Suche nach der angemessenen musikalischen

Untermalung. Weihnachtsplatten gäbe es ja wie Sand am Meer, und auch aus dem Radio dudelt es unablässig, doch irgendwie, also irgendwie müsste das schon etwas Besonderes sein. Meine erklärten Favoriten in diesem Segment sind bis dato El Vez, die unglaublich kultige mexikanische Ausgabe seines bekannteren Namensvetters. Wobei dieser interessanterweise die Credits für „Feliz Navidad“ nicht nur an Jose Feliciano vergibt, sondern auch an John Lydon, und mit „Santa Claus is sometimes brown“ oder „Mamacita“ echte Ohrwürmer bereithält, die man sich mit dem nötigen Augenzwinkern tatsächlich den gesamten Advent über anhören kann. Viel Freude spendet auch das Album „Merry Christmas“ der großartigen Cover Girls. Ja, so nahe können Bad Gleichenberg und Mittelamerika beieinander liegen.

Als kleiner, feiner Geheimtipp unter den Weihnachtsliedern wird mancherorts „Fairytale of New York“ gehandelt, erschienen 1988 auf dem dritten Album der Pogues mit dem Titel „If I should fall from grace with God“. In der Tat, es hat eine wunderschöne, packende, sentimental angehauchte Melodie, Duette haben so und so etwas Spezielles an sich, und Kirsty Mc Call ergänzt den kratzigen Shane Mc Gowan hervorragend. Gemeinsam erzählen sie von einem namenlosen



Pärchen, das ausgezogen war, um in New York sein Glück zu suchen, Ruhm und Geld vornehmlich, um schließlich an einem Weihnachtstag festzustellen, dass sie es nicht geschafft haben. Betrunken in einer Ausnüchterungszelle sitzend, glaubt er noch immer an sie, an bessere Zeiten und die gemeinsame Zukunft, während sie ihm vorhält, ihre Träume zerstört und anstatt großer Autos und Flüsse voller Gold nur erbarmungslosen Wind abbekommen zu haben. Sie werfen sich Beschimpfungen an den Kopf, scheinen aber trotz allem nicht voneinander loszukommen, was die an sich tragische Geschichte erträglicher macht. Im Refrain läuten die Weihnachtsglocken und die Polizisten singen von der schönen Galway Bay im unerreichbar weit entfernten Irland, in welches Paradies sie in einem späteren Leben zurückkehren wollen.

Im letzten Sommer bekam ich die Gelegenheit, sozusagen zu überprüfen, wie es den beiden Protagonisten der Fairytale denn tatsächlich in der großen Stadt jenseits des Teiches ergangen sein könnte. Nicht etwa, dass ich mich am Broadway versuchen wollte, vielmehr legte ich es darauf an, ein paar Spuren einzufangen, die in die Richtung dieses Liedes gingen, und von Weihnachten selbst. Kein leichtes Unterfangen, denn es war Ende August und die Temperaturen lagen meist über 90 Grad Fahrenheit, dazu kam die hohe Luftfeuch-

tigkeit. Den Schnee musste ich mir also generell einmal dazu denken. Nicht erst, als ich mit stillem Lächeln die Jones Street im heute längst etablierten Greenwich Village entlang schritt, wie es Bob Dylan vor 50 Jahren getan hatte – verewigt auf dem Cover von „The Freewheelin““. Kälte hingegen brauchte ich gar nicht extra zu suchen, die gab es in Hülle und Fülle, in den Geschäften, Lokalen, der U-Bahn, ein regelrechter Klimatisierungswahn schien sich hier breit gemacht zu haben. Ich gewöhnte mir sogar an, vor dem Betreten der jeweiligen Örtlichkeit meinen Pullover überzustreifen, verkehrte Welt irgendwie. Christbaumschmuck war da und dort problemlos erhältlich, für eine Haube der Yankees war es allerdings doch etwas zu früh. Das Einkaufen für Weihnachten hätte man gleich mehrmals erledigen können, entweder im 1 Dollar-Shop oder gleich bei Tiffany, die man übrigens beide, trotz durchaus unterschiedlicher Rahmenbedingungen beim Angebot, auch mit kurzen Hosen betreten konnte. „Wonderland“, dachte ich mir während einer Rast am East River, im lebendigen, aber durchaus „normalen“ Williamsburg, wo sich meine Bleibe befand, über den Fluss in Richtung Uptown und Downtown Manhattan blickend.

„Stimmungen“ gab es auch einige zu entdecken, durchaus mit jenen vergleichbar, die sich um die Weihnachtszeit bei so man-

chen breit machen, jene also, die wohligh warm berühren, und gleichzeitig ein bisschen schauriges Frösteln hervorbringen. Im Rauschen dieser beiden riesigen Becken etwa, an deren Rändern sich so viele Namen finden, dort, wo einst zwei stattliche Wolkenkratzer gestanden waren, und wo jetzt ganz einfach Wasser und noch mehr Wasser in zwei großen schwarzen Löchern verschwindet. Oder im Gesang eines Radfahrers im Central Park: „Still I’m gonna miss you“, dahinter das Dakota-Building, eines der unheimlichsten Gebäude, das mir je untergekommen ist, und von dem ich mir erneut dachte, wie John dort überhaupt jemals hatte leben können. Sonst noch etwas von der Fairytale? Nun, aus dem NYPD-Revier am Times Square schallten keine irischen Lieder, vielleicht konnte man sie auch im Trubel dort schlicht nicht hören. Am Broadway kamen mir weniger Gedanken an Entertainment als mir unvermutet John Carpenters „Klapperschlange“ einfiel, und ich halblaut vor mich hinmurmelte: „Nennen Sie mich Snake!“

Nun, New York sollte man, guten Gewissens und angesichts klarer Vorbehalte, durchaus vieles abgewinnen können. Mehr noch, es gibt in dieser in die Jahre gekommenen Hauptstadt der westlichen Welt, wenn nicht noch immer der gesamten, schlicht und einfach: alles. Jedenfalls könnte hier ein jeder die fünf bis zehn Dinge finden, ►

die man braucht, um glücklich zu werden. Es hier „zu schaffen“, nun, das ist wieder etwas ganz anderes, doch wie das funktioniert, darüber müssen wohl andere berichten. Allein was diese Reise angeht, möchte ich allerdings schon behaupten, es „geschafft zu haben“, denn ich durfte dieses Erlebnis mit einem ganz besonderen Menschen teilen, und als solches wird es immer unser beider Erlebnis bleiben.

Aber halt, eine Sache war da noch. Da war dieser Taxifahrer, der uns eines Abends durch die Stadt fuhr. Als er uns als Österreicher identifizierte, noch dazu aus Graz, wie wir der Einfachheit halber angaben, da ging so etwas wie ein Ruck durch ihn. Er schien sich mit einem Moment völlig verändert zu haben, und er erzählte mit bedächtiger, ein wenig gebrochener, aber doch mit Stolz versehener Stimme von seinem Freund, der vor vielen Jahren dorthin gegangen war, um an der TU zu studieren, und der jetzt in Wien lebt. In Österreich sei er noch nie gewesen, aber er würde ihn irgendwann einmal gerne besuchen, seinen Freund. Ich saß im Heck des Wagens, von wo aus ich das Gesicht des Fahrers nur teilweise von schräg hinten betrachten konnte. Auch wenn er es nicht erwähnte, irgendwie sah ich auf einmal die beiden jungen Leute vor mir, wie sie damals feststellen mussten, dass das Geld nur für einen von ihnen reichen würde, um nach Europa zu gehen. Vielleicht haben sie ganz einfach den Wurf einer Münze entscheiden lassen. Und mit etwas Glück hätte es auch unser Taxifahrer sein können. Nicht, dass er es dem Freund nicht gegönnt hätte, und er mit seinem Leben nicht zufrieden wäre, aber ... es hätte auch er sein können.

Wieder zu Hause zog ich nach einigen Tagen eine Bilanz meiner Spurensuche. „Fairytale of New York“ wird, was das Weihnachtliche angeht, wohl weiterhin im Geheimtippstatus verbleiben. Die Suche nach weiteren, hörenswerten Weihnachtsplatten werde ich, El Vez und die Cover Girls stets im Talon, weiter fortsetzen. Und am 24. Dezember wird es endlich wieder soweit sein, und Peter Alexander wird „Schnee fällt“ zum Besten geben.



Als die Erde still stand

von Franz Jurecek

Gedanken zum Gossendorfer Krippenweg

■ Es ist der wahrscheinlich kleinste Kreißsaal der Welt. Die hygienischen Bedingungen sind katastrophal, er ist aus Brettern errichtet und durch die Fugen pfeift der Wind. Außerdem ist er nicht verschließbar und praktisch von jeder Seite einsehbar. Und doch ist dieser Kreißsaal auch der bekannteste der Welt. Er wurde vor rund 2.000 Jahren benutzt und es handelt sich um den Stall von Bethlehem. Es gab dort keine Ärzte oder Hebammen, und statt Pampers gab es Stroh. Dieser Stall diente nicht nur als Kreißsaal sondern auch als Wohnzimmer, Schlafzimmer für eine Nacht und als Gästezimmer.

All das ist besser bekannt unter der Bezeichnung „Weihnachtskrippe“. Diese Weihnachtskrippe ist bis heute ein beliebtes Bastel- und Schauobjekt. Doch nirgends tritt die Weihnachtskrippe in so konzentrierter Form auf wie in Gossendorf, einem kleinen Ort, der mittlerweile zur Großgemeinde Feldbach gehört. Der Gossendorfer Krippenweg wird immer am ersten Adventssonntag eröffnet. Dies ist sehr bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass die ersten Lebkuchen in diversen Geschäften bereits im September auftauchen, der erste Weihnachtsschmuck im Oktober und die Adventsmärkte Anfang November. Der Krippenweg schließt offi-

ziell immer am sechsten Jänner, manchmal vergisst jemand, seine Krippe wegzuräumen, aber nach einer oststeirischen Sitte darf man die Krippe bis zum zweiten Februar stehen lassen. Ich durchwandere den Krippenweg meist, wenn Nebel über Gossendorf liegt, irgendwie kommt da eher so etwas wie Weihnachtsstimmung auf. Bei Sonnenschein denkt man doch eher an Ostern, und Schnee im Dezember ist ohnehin eine echte Rarität.

Die Krippen, die von den Bewohnern in Gossendorf erdacht und erbaut wurden, tauchen oft unvermutet im Nebel auf. Sie bestehen aus Holz, Stein oder Metall und sind meist mit Moos, Fichtenzweigen und anderen natürlichen Materialien geschmückt. Die Figuren sind wahre Kunstwerke aus Weinstöcken, Holzschnitzereien, Maisstroh, Kürbissen oder Kunstharz. Eine Krippe wurde sogar vergoldet, eine andere aus Weiden geflochten. Auch eine lebende Krippe, die genau genommen eine Krippe mit lebenden Tieren ist, gilt es zu bewundern. Ebenso wurde eine schwimmende Krippe errichtet, hier konnte der kleine Jesus schon einmal üben, übers Wasser zu gehen. Die meisten Figuren sind lebensgroß und wirken manchmal etwas unheimlich, wenn sie aus dem Nebel auftauchen. Ängstliche Naturen sollten nicht unbedingt am 5. Dezember den Krippenweg besuchen. Das Besondere an diesem Krippenweg ist die Ruhe, keine weihnachtliche Kommerzmusik schallt aus irgendwelchen Lautsprecherboxen, es gibt auch keine Werbedurchsagen, die erklären, was man wem alles schenken muss. Auf diesem Weg durch Gossendorf gibt es nichts zu kaufen, aber viel zu sehen. Aber war es vor 2.000 Jahren auch so ruhig? Immerhin herrschte damals in dieser Nacht ein ganz schöner Andrang. Auch rund um die Krippen in Gossendorf sind die klassischen Besucher des Geschehens angeordnet. Hirten und Schafe belagern den Ort des Geschehens. Auch die Heiligen drei Könige dürfen nicht fehlen. Und doch war es trotz dieses Besucherandranges damals eine stille Nacht, wie schon Gruber und Mohr wussten. Und diese Stille wollen die Krippen in Gossendorf wiedergeben, in der Nacht oft nur mit Kerzenlicht beleuchtet findet man sie am Waldrand oder auf einer Wiese in einiger

Entfernung vom Haus ihrer Erbauer. Warum können wir davon ausgehen, dass es eine stille Nacht war? Hirten sind ruhige Zeitgenossen, denn man redet nicht viel, wenn man das ganze Jahr nur mit seinen Schafen zusammen ist. Die drei Weisen sagen sowieso nichts, denn sie sind ja weise. Josef und Maria stehen meist passiv neben ihrem Kind. Sie scheint der ganze Auflauf vor der Krippe nicht zu kümmern. Ich denke, sie waren einfach nur müde. Immerhin musste Maria im neunten Monat von Nazareth nach Bethlehem marschieren, und das wegen einer Volkszählung. Die Beamten-schaft hatte schon damals seltsame Ideen. Josef hatte wahrscheinlich ganz andere Problem, immerhin war er mit Maria nicht verheiratet und das Kind war offenbar nicht von ihm. Später sollte Jesus seinen Beruf erlernen, und so etwas stimmt jeden Mann doch etwas versöhnlich. Von alldem wussten die Hirten nichts. Auch die drei Weisen, so sieht man es bei jeder Krippe, überbringen ganz unbefangen ihre Geschenke. Und natürlich hängt der Stern über jeder Krippe. Nach dem Evangelisten Matthäus blieb dieser Stern, dem die drei Weisen aus dem Morgenland folgten, über dem Haus stehen, in dem das Kind geboren wurde. Wenn man davon ausgeht, dass sich schon damals die Erde drehte und die Wanderung der Sterne nur dadurch optisch wahrgenommen wurde, muss es zu einem Stillstand der Erdkugel gekommen sein, damit der Stern über dem Stall stehenbleiben konnte. Die korrekte Formulierung wäre daher: Die Erde stand still, als Jesus geboren wurde. Aber Evangelisten haben keine Sinn für solche Aktionen im Welt-raum. Außerdem wusste man damals noch nicht so wirklich über die Gesetze des Universums Bescheid, das muss man Matthäus fairerweise zugestehen.

Doch Josef und Maria wussten noch nicht, dass es mit der Ruhe bald vorbei sein sollte. Jesus wusste es sowieso noch nicht. Denn in Kürze sollte das Kindermorden unter König Herodes beginnen, der um seinen Thron fürchtete. Josef und Maria mussten mit ihrem kleinen Sohn ins Ausland flüchten und der Weg führte sie ausgerechnet nach Ägypten. Aus diesem Land waren ihre Vorfahren einst geflohen. Nun suchte diese kleine Familie um Asyl

an und es wurde ihnen gewährt. Nach dem Tod von Herodes kehrte Josef mit seiner Familie wieder nach Israel zurück. Josef und Maria legten in diesen Tagen viele Kilometer zurück, und der kleine Jesus ist in seinen frühen Tagen ganz schön viel herumgekommen.

Nicht ganz so lange wie der Weg nach Ägypten ist der Gossendorfer Krippenweg, es sind allerdings doch einige Höhenmeter zu überwinden. Neben eine Krippe sehe ich mehrere Leute stehen, hier werden Glühwein und Tee ausgeschenkt. Ich geselle mich dazu und bestelle einen Glühwein. „Der Glühwein dauert noch etwas“, teilt mir ein Mädchen, das gerade den Behälter nachfüllt, freundlich mit. „Das macht nichts“, erwidere ich und bedaure sofort, dass ich hinzufüge: „Ich bin ja nicht auf der Flucht“.

Der Krippenweg

Vom ersten Adventssonntag bis zum Heiligendreikönigstag wird Gossendorf seit acht Jahren zum Krippendorf. In dieser Zeit kann man entlang eines vier Kilometer langen Rundweges oder an besonderen Punkten über 30 Krippen bestaunen. Eine davon ist die verborgene Krippe, die gesucht und mitgestaltet werden kann. Oft sind es Materialien aus der Natur, die für die Gestaltung der Krippen verwendet werden. Jede Krippe, jeder Standort, strahlt Individualität und Einzigartigkeit aus. Egal ob Sie den Weg bei Nebelstimmung, bei Sonnenschein mit milden Temperaturen oder in einer idyllische Winterlandschaft gehen, er eignet sich bestens, um Kraft und Lebensfreude zu tanken. Als Ausgangspunkte für eine Krippenwanderung bieten sich der Dorfplatz in Gossendorf oder der Gasthof Kulmberghof an.

Eröffnet wird der Krippenweg am ersten Adventssonntag um 14 Uhr mit einer stimmigen Wanderung von der „Geflochtenen Krippe“ der Familie Jurecek zu den Haltepunkten bei der Krippe am Wasser (Hochbehälter) und beim Kurvenschank (Krippe Stöckler). Prof. Johann Schleich erzählt dabei von Brauchtum und Traditionen aus der Adventzeit und wird musikalisch begleitet vom Doppelquartett aus dem Stadtchor Feldbach und der Bläsergruppe der Trachtenmusikkapelle Gossendorf. Der Ortsteil Gossendorf und der Tourismusverein freuen sich über Ihren Besuch des Krippenweges 2015. *Von Josef Ganster*

„Zeig mir deinen Lieblingsplatz“

Für die Ausstellung „Zeig mir deinen Lieblingsplatz“ haben Feldbacherinnen und Feldbacher Fotos von schönen und besonderen Orten des neuen, 67 km² großen Gemeindegebietes gesammelt.

Im Nachhang zur Ausstellung in der Kunsthalle Feldbach finden Sie hier - zum Entdecken und Besuchen - einen kleinen Auszug.

